

**Leseprobe aus:**

*Péter Nádas*



**FREIHEITSÜBUNGEN  
UND ANDERE  
KLEINE PROSA**

ISBN: 978-3-499-00557-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Péter Nádas, 1942 in Budapest geboren, ist Fotograf und Schriftsteller. Bis 1977 verhinderte die ungarische Zensur das Erscheinen seines ersten Romans «Ende eines Familienromans» (dt. 1979). Sein «Buch der Erinnerung» (dt. 1991) erhielt zahlreiche internationale Literaturpreise. Zuletzt erschienen der große Roman «Parallelgeschichten» und seine Memoiren eines Erzählers: «Aufleuchtende Details».

Unter anderem wurde Nádas mit dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur (1991), dem Kossuth-Preis (1992), dem Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung (1995) und dem Franz-Kafka-Literaturpreis (2003) ausgezeichnet. 2014 wurde ihm der Würth-Preis für Europäische Literatur verliehen. Péter Nádas lebt in Budapest und Gombosszeg.

Péter Nádas

# **Freiheitsübungen und andere Kleine Prosa**

Aus dem Ungarischen von Ruth Futaky,  
Zsuzsanna Gahse, Ilma Rakusa und Lacy  
Kornitzer

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Auswahl aus der Originalausgabe, die 2000 unter dem  
Titel «Talált cetli» bei Jelenkor Kiadó, Pécs erschien.  
Die deutsche Erstausgabe erschien 2004 im Berlin Verlag  
GmbH, Berlin.

Neuausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,  
November 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2000 by Péter Nádas

Copyright © der deutschen Übersetzung «Großes  
weihnachtliches Morden»: Zsuzsanna Gahse

Copyright © der deutschen Übersetzung «Die andere  
Variante»: Lacy Kornitzer

Copyright © aller weiteren deutschen Übersetzungen: Berlin  
Verlag in der Piper Verlag GmbH, Berlin 2004

Redaktion Ingrid Krüger

Zsuzsanna Gahse übersetzte «Großes Weihnachtliches  
Morden», Lacy Kornitzer «Die andere Variante» und Ilma  
Rakusa übersetzte «Freiheitsübungen». Von Ruth Futaky  
stammen alle weiteren Übersetzungen.

Covergestaltung Anzinger und Rasp, München

Coverabbildung aus dem Privatbesitz des Autors

Satz aus der Janson BQ

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00557-2

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen  
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren

Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)





# **Von Blatt zu Blatt**

## Blatt 2

**Z**u meinen, der Untergang könne nur von einem Augenblick auf den anderen eintreten, unerwartet und plötzlich wie Blitz oder Donnerschlag, ist fürwahr nichts als gefällige Selbstbeschwigitung. Als wäre nicht alles Belebte und Unbelebte vom Augenblick seiner Geburt oder seiner Verwandlung an Objekt des Untergangs und Verfallsgeschichte. Dass ich Stein bin, ist nur eine Benennung meiner Erscheinungsform in einer Welt, in der auch andere Erscheinungsformen Namen erhalten haben. Und dass ich dann durch Wind und Wasser zunächst zerbröckele und dann zu Sand werde, ändert nichts daran, dass ich meinem Wesen nach Erscheinungsform war und bin.

Es gab ein kleines Dorf, das hieß Salomfa, solange es da war. Heute ist es in einem Zustand, dass es weder auf Schildern noch Karten angezeigt werden muss; was jedoch nur nach allgemeinem Begriff Nichtvorhandensein bedeutet. Denn es gibt kahle Mauern, es gibt Schutthaufen an den Stellen, wo Häuser standen, es gibt Apfelbäume, die unverändert ihre Früchte unter sich ausbreiten, es gibt zerfallene Brunnenkränze und darin das Glitzern stehenden Wassers, es gibt Weinreben, und sie ranken sich Jahr für Jahr an den Büschen weiter, es gibt Zaunpfähle, es gibt einen Glockenstuhl, von dessen Dach der Wind die meisten Schindeln schon heruntergerissen hat, es gibt eine schwere Glocke, und sogar das Glockenseil mit dem geknoteten Ende ist noch da. Es lässt sich gar nicht aufzählen, was alles noch da ist.

Andererseits gibt es das Dorf auch laut seiner Verfallsgeschichte, und darüber gibt es, wenn auch verstreut, schriftliche Dokumente. Zum ersten Mal wurde es während der Türkeneherrschaft zerstört, aber irgend etwas, vielleicht nur die Stätte, muss davon übrig geblieben sein, dass es zu neuem Leben erwachen und später von der Pest verwüstet werden konnte. In seinem heutigen Zustand aber muss es noch in der lebendigen Erinnerung derer existieren, die es nicht vergessen können, weil sie dort geboren sind. Diese blasse Existenz kann allerdings nur so lange anhalten, als diese Menschen, wenigstens andernorts, noch am Leben sind. Weder Dokumente noch Erinnerungen aber können uns sagen, ob das Dorf noch ein andersartiges Leben haben wird, als es bisher gehabt hat.

9

Zum Beispiel erzählt man sich, dass es dort vor der letzten Verwandlung immer berühmte Bälle gab. Diese Bälle wurden in einer großen Scheune veranstaltet, und wenn sich die Nachricht von einem solchen Ball im Umkreis verbreitete, kamen die Menschen auf unwegsamen Wegen von weither zu Fuß herbei. Außerdem erzählt man sich, der gestampfte Boden der Scheune sei stark abschüssig gewesen und die Tänzer hätten deshalb zuerst abwärts und dann aufwärts tanzen müssen. Vielleicht war der Tanzplatz wegen dieser ungewöhnlichen, der menschlichen Natur durchaus entgegenkommenden Gegebenheit so beliebt. Denn wenn ich mich selbst der Erdanziehung anvertrauen und ihr meine Partnerin überlassen kann, ist das eine feine Sache. Und nicht minder, wenn ich mich mit meiner Partnerin zusammen dieser Anziehungskraft widersetzen muss.

Nicht nur von der denkwürdigen Scheune gibt es keine Spur mehr, inzwischen sind auch jene unwegsam genannten Wege unauffindbar, die zu ihr hingeführt haben. Denn Wege

haben kein besseres Schicksal. Diese Fährten, Fußpfade und Hotterwege bildeten sinnreiche Muster in der Landschaft. Vielleicht sehen Vögel ihre Spuren noch aus großer Höhe. Sie durchschnitten die Wälder und Wiesen nach der Art, wie die sie benutzenden Menschen aufgrund lose miteinander getroffener Vereinbarungen, sich den Gegebenheiten des Geländes und des Bodens anpassend, für sich und andere, heute und morgen, ihre Lebensbedingungen geschaffen haben. Für den, der Pfade benutzt, ist es einfach, den Boden unter seinen Füßen kennenzulernen, und doch besitzt er ein reiches Wissen. Wer Gräser, Büsche, Bäume und die darin heimischen Lebewesen kennt und aus der Kenntnis dieser Zusammenhänge folgert, wie er jetzt und künftig das eigene Dasein unter ihnen sichern kann, der muss von einem Ganzen wissen, an dem er gerade durch seine eigene Hinfälligkeit teilhat, er muss also um die Unzerstörbarkeit des Ganzen wissen; was wahrhaft kein gefälliges und sich selbst beschwichtigendes Wissen ist.

Eine Sache ist es, Einzelheiten in einem Ganzen zu beobachten, eine andere, aus der Beobachtung von Einzelheiten auf Zusammenhänge zu schließen, zu denen es noch kein gesuchtes Ganzes gibt.

Die Hohlwege haben sich dadurch vertieft, dass an den Stellen, wo kein Wasser abfließt, jahraus, jahrein von den Rädern Schlamm weggedrückt wurde. Und das Wasser fließt dort nicht ab, wo der Weg am tiefsten verläuft. Erfahrung, in Erfahrungen eingedrückt, zieht eine Furche, die eine Summe von Erfahrungen darstellt, aber unter ihnen nicht einzige sein kann. Auch auf den Wegen kann es nicht anders zugehen als im menschlichen Hirn.

Von den einstigen Fuhrwegen, Fährten und Pfaden zeugen heute nur noch ein paar bruchstückhafte Abschnitte an

den am tiefsten gelegenen Stellen, wo sich selbst die zum Pflügen, Säen, Ernten und Giftsprühen eingesetzten gelben Kraftmaschinen mit ihren riesigen gezahnten Gummireifen nicht sicher fortbewegen können. Von weitem sehen diese Stellen wie verwahrloste Wäldchen aus, unten aber scheiden sich klar die Böschungszonen des einstigen Weges im ewig feuchten Dunst; Akazien, Haselnuss, Weißdorn und Holunder gedeihen hier, auf sonnenbeschienenen Flecken Brennnesseln. Der zwischen ihnen stapfende Fuß kann leicht in der letzten Wagenspur umknicken. Jemandem, der an solchen Orten verweilt, könnte es im Übrigen scheinen, als würde sein Denken blockiert. Schwer lässt sich der Wagen vorstellen, der hier als letzter durchfuhr, und auch der auf dem Bock saß, konnte nicht wissen, dass er der letzte war. Wiewohl es einen solchen gab, es einen solchen letzten Wagen und Menschen gegeben haben muss. Und es wäre sicher gut, man könnte es sich so vorstellen, dass, nachdem er ans Ziel gekommen war, die Fügung oder die Vorsehung ihm und allen anderen das Wegenutzungsrecht entzogen hat. Denn dann könnten wir uns auch den Untergang einfach wie Blitz oder Donnerschlag vorstellen.

Der Mensch, der im Sattel der auf Riesenräder rollenden gelben Maschine sitzt, ist in diesem Glauben gefangen, mit ihm prescht er blind voran. Er braucht weder über Gräser noch Büsche noch die darin heimischen Lebewesen etwas zu wissen, sondern nur so viel über seine Maschine, wie er zuvor über jene hätte wissen müssen. Doch damit er seine Maschine störungsfrei einsetzen kann, muss der Boden eben sein, müssen die Pflanzen gleichmäßig in die Höhe wachsen und darf keinerlei nutzloses Lebewesen das Wachstum stören. Und wie kann jemand die Ordnung der Dinge in sich selbst wahrnehmen, wenn er sie nicht im anderen wahrnimmt. Im

Grunde sieht ein solcher Mensch überhaupt nichts, obgleich er noch Augen besitzt. Er wird höchstens über die Leistung seiner Maschine und die Nutzbarmachung des daraus entstehenden Gewinns nachsinnen. Selbst das Geräusch des Windes sagt ihm nichts, denn sein von Gedröhnen erfülltes Ohr vernimmt nichts von dem, was darin enthalten ist.

12

(1989)

## Blatt 3

13

Hunderttausende ziehen lärmend durch die abendlischen Straßen. Der eine Redner sagt, was du denkst, der andere das, was ich denke. Andere Hunderttausende ziehen stumm über die geöffneten Landesgrenzen. Alle müssen auf einmal ganz verschiedene Dinge tun und über dasselbe reden. In dem allgemeinen Stimmengewirr scheint es eine stark harmonisierende, gemeinsame Stimme zu geben. Doch zwar können sie reden, kannst du reden, die erste Person Plural kommt hingegen zu keiner in Worte fassbaren Rede. Denn in diesem berühmten Herbst, da die Ideen der persönlichen und der nationalen Selbstbestimmung auf so bewegende wie begeisternde Weise als gemeinsame Stimme aus dem Stimmengewirr hervorgehen, stehen die kahlen Bäume ohne Worte da, und auch die Tiere haben diese Sprache nicht zu verstehen gelernt.

Sie haben keine gewählten Sprecher, und sie werden auch keine haben. Die Techniken demokratischer Meinungsbildung sind im Dialog mit ihnen nicht anwendbar. Obwohl eine Veränderung unserer gemeinsamen Lebensbedingungen nicht länger aufschiebbar ist. Und inzwischen auch auf der Hand liegt, dass ohne sie nicht länger sinnvoll in der ersten Person Plural geredet werden kann. Wer wir sagt und damit nur den geliebten Menschen, eine Interessengruppe, eine Partei, eine Klasse, ein Volk oder gar eine ganze Nation meint und in seinen rhetorischen Plural nicht die anders geartete Sprache von Wasser, Boden, Bäumen, Lebewesen aller Art, um

nicht zu sagen, der Luft einbezieht, dessen Rede ist nicht nur hoffnungslos dumm, sondern zerstörerisch. Er weckt falsche Hoffnungen, wenn er davon ausgeht, dass noch irgendwer oder irgendwas aus der ersten Person Plural auszuschließen sei. Selbstbestimmung ist eine schöne und begeisternde Idee, und man kann lange darüber streiten, ob die persönliche oder die nationale Selbstbestimmung vorrangig ist, doch es gibt keine Person und keine Nation, die diese auf sie selbst bezogene und nach den Regeln der Sprache seit jeher nur auf sie selbst bezogene Idee nicht vom Standpunkt der Selbstbestimmung der Natur überdenken müsste, um nicht die eigenen Existenzbedingungen zu zerstören.

Der Frage, wie ich die Bedingungen meiner Existenz vom Standpunkt der Selbstbestimmung der Natur überdenken kann, haben sich bis jetzt meistens nur die Lyriker gewidmet. Wir brauchten wohl noch viele Jahre, um zu verstehen, warum der Poet Dezső Tandori seine Sperlinge füttert, quält, pflegt, rettet und betrauert, und so viele Jahre werden wir wahrscheinlich nicht haben. Er projiziert sich jedenfalls nicht in sie hinein, er erblickt nicht sich in ihnen, sondern sie in sich. Oder Fernando Pessoa, der die Bäume nicht deswegen liebt, weil sie grün sind, und auch nicht, weil sie Schatten spenden, sondern weil es Bäume sind, was immer er selber denkt. Und wer so über Sperlinge oder Bäume denkt, denkt auf jeden Fall anders als der Jäger, der Förster, der Zimmermann oder der Tischler darüber und erklärt dem alles durchsetzenden Prinzip der Nützlichkeit und Nutzbarmachung nicht nur ihnen gegenüber den Krieg, sondern haut darüber hinaus uns allen unsere auf naturfeindliche Prinzipien gegründete Ästhetik um die Ohren. In einer Welt, in der die Menschen das ihnen Nützliche mit dem Guten gleichsetzen, hält man die Dinge je nach Nützlichkeit

oder Nutzlosigkeit für schön beziehungsweise hässlich, und diese Urteile können an die wahre Natur der Dinge nicht einmal rühren. Wenn die Lyrikerin Ágnes Nemes Nagy von der Möglichkeit menschlichen Wissens spricht, an die wahre Natur der Dinge zu röhren, pocht ihre strenge Stimme wie der Fingerknöchel des Lehrers auf dem hohlen Pult. «Wir müssen sie studieren.» Wen? «Die winterlichen Bäume.» Ein Selbstappell in Aussageform. «Wie sie von oben bis unten bereift sind.» Wer «das unsagbare Tun der Bäume» hier nicht lernend begreifen kann, dessen Verstand endet dort, wo der letzte Punkt gepocht wird.

15

Im allgemeinen Stimmengewirr dieses Herbstes ist das Pochen kaum zu vernehmen. Und wie wenig ließe sich ein solcher Selbstappell für alle die erklären, die ihren blutspuckenden kleinen Trabant nun endlich gegen einen Mazda eintauschen wollen, und nicht minder brächte er diejenigen auf, die sich noch geradere, noch vielspurigere, noch endlosere Straßen unter ihren Mazda wünschen. Das ist allenfalls grünes Geschwätz, Dichtergeraune. Na gut, schützen wir die Robbe, den Lotus, den Taschenkrebs und die Borstenhirse vor mir. So weit reicht der Menschenverstand in den organisierten und nicht organisierten Massengesellschaften. Setzt doch den Umweltminister ab, sollen doch Staat und Regierung in Ordnung bringen, was ich zerstört habe und noch zerstören werde. So lautet der Selbstappell im Unisono der organisierten wie nicht organisierten Massengesellschaften.

In der Art, wie der Begriff Umweltschutz allgemein verwendet wird, müsste er eigentlich zum Gegenstand allgemeinen Gespötts werden. So als gebe es mich und außerhalb von mir eine anders geartete Umwelt, die gleichzeitig von anderen vor mir und den Auswirkungen meiner Handlungen geschützt

werden müsse. Aber wie könnte irgendjemand etwas, das ich von mir abhängig weiß, vor den Auswirkungen meines Handelns schützen, wenn mir zugleich bewusst ist, dass ich einzig und allein durch ebendieses Handeln meine Existenz in dieser Umgebung sichern kann? Vielleicht sollte ich so handeln, dass ich die anderen Wesen und Dinge in meiner Umwelt nicht um ihre Existenzbedingungen bringe und dadurch auch mir selbst nicht meine eigenen Existenzbedingungen nehme. Wenn meine eigene Existenz jedoch an die Existenz der anderen Wesen und Dinge meiner Umwelt gebunden ist, bin dann nicht vielmehr ich auf sie angewiesen, und ist das Abhängigkeitsverhältnis also nicht gerade umgekehrt? Wenn es Sache der Robbe, des Lotus, des Taschenkrebses und der Borstenhirse wäre, sich selbst zu schützen, käme es ihnen dann in den Sinn, ihre Umwelt zu schützen? Und an was sonst als die eigene Natur könnten sie sich bei ihrem Selbstschutz halten? Wenn dagegen Robben und Menschen nicht getrennter Natur sind, wenn die Möglichkeiten der menschlichen Selbstbestimmung genau da enden, wo auch die Selbstschutzmöglichkeiten aller anderen Lebewesen enden, wo bleibt dann die vielbeschworene Überlegenheit des menschlichen Geistes? Und wenn es sie nirgends gibt, auf welche neueren Techniken ist dann Verlass?

Auch Hans Jonas, der Moralphilosoph, dessen von grübberischem und zärtlichem Verantwortungsgefühl zerfurchtes Gesicht dem vom Alter geadelten Greisenantlitz eines Tieres ähnlich geworden war, rechnete nicht damit, dass Weisheit, wissenschaftliche Voraussicht, technische Findigkeit oder politischer Verstand noch irgendetwas ausrichten könnten. Die Naturforscher erklären und mutmaßen, während die Techniker und Politiker weiter auf dem trüben Strom sakrosankter Bedürfnisse und falscher Zivilisationsvorstellungen schwim-

men. Mittlerweile, so Jonas, produziert die Natur kleine Katastrophen und gibt regelmäßig Warnsignale ab. Angesichts all dessen hofft Jonas allein darauf, dass die allen Lebewesen ureigene Angst vielleicht in uns Wurzeln schlagen, das zerstörerische Überlegenheitsgefühl umschlingen und ersticken wird. Er hofft auf unsere Sinne, auf alles, was noch nicht ganz und gar von unserer Geist oder Verstand genannten Unwissenheit und Dummheit angefressen ist. Denn er vertraut darauf, dass die durch die kleinen Katastrophen geweckte kreatürliche Angst zu einer Einsicht führen kann, die uns vor größeren Katastrophen bewahrt. Hinsichtlich des Selbstschutzvermögens der menschlichen Gesellschaften sind seine Erwartungen nicht zuversichtlicher, da es, wie er sagt, in einer Gesellschaft, die als demokratisch und liberal bezeichnet wird, dem freien Unternehmertum und dem freien Markt exzeptionelle Schwierigkeiten bereitet, sich irgendeine Art von Stillstand vorzustellen. Wir dürfen hinzufügen, dass jenen Gesellschaften, die sich, mit Jahrzehntelang unterdrückten und kaum kontrollierten Energien aufgeladen, in ebendiesem Herbst endlich auf den Weg ins lange ersehnte Paradies aufgemacht haben, eine derartige Vorstellung noch schwerer fällt.

(1989)

## Blatt 4

18

Mehr und mehr haben wir es mit Zeitungsnachrichten, Agenturmeldungen und Fernsehberichten zu tun, und die Meinungsbildungstechniken dieser Medien machen uns einigermaßen gleichgültig gegenüber der fundamentalen Frage, *wer* das sagt, was wir da hören und lesen. Als ergäbe sich die Authentizität des Gesagten nicht durch die sprechende Person, sondern durch die Kommunikationstechnik. Die Schwierigkeiten der öffentlichen Meinungsbildung beschränken sich natürlich nicht auf diese Gattungen, das Problem ist weit verbreitet und sehr alt. Um festzustellen, wie zuverlässig, sagen wir, eine Biographie ist, benötigten wir mitunter die Biographie des Biographen. In dem Fall stünden wir freilich wieder nur vor der Frage, wer die Biographie des Biographen verfasst hat, und so fort. Denn wer über die Stammkneipe hinauskommt und das Auf-den-Tisch-Hauen nicht für die allein seligmachende Argumentationsform hält, der muss sich den grundlegendsten Problemen der öffentlichen Meinungsbildung selbst dann stellen, wenn sie letztlich unlösbar sind. Und auf diese letztlich unlösaren Probleme reagiert ein Mitglied der organisierten Massengesellschaften natürlich anders als ein Mitglied der nicht organisierten Massengesellschaften.

In organisierten Massengesellschaften (die unsrige ist noch keine solche) bilden sich Kontrollsysteme für die öffentliche Meinungsbildung. Das sind Gremien, die mit der Möglichkeit ausgestattet sind, den Methoden der nicht persönlichen Meinungsbildung laufend auf gesetzlich geregelte Weise nach-

zuspüren, wobei die Personen, aus denen sie bestehen, namhaft zu machen und öffentlich verantwortlich sind. Oder es sind andere für die nicht persönliche Meinungsbildung geeignete Einrichtungen, die sich mit der Übermittlung von Meinungen bestimmter Personen befassen und in denen die Mitarbeiter wechselseitig anhand von Nachweisen die Authentizität ihrer Meinungsbildung kontrollieren. Der Anspruch auf Rechtmäßigkeit und Nachweislichkeit durchdringt in diesen organisierten Massengesellschaften in gewissem Maß sogar die Kneipenatmosphäre. Ich darf nur auf den Tisch hauen, wenn ich die anderen Zuhörer damit nicht verletze, und ich kann mit Nachweisen die Rechtmäßigkeit meines Gebrülls vor jedem Gericht verteidigen. Der Mensch der organisierten Massengesellschaft wird in Sachen Meinungsbildung äußerst vorsichtig, aber selbst diese hochdifferenzierten Systeme sind nicht in der Lage, die fundamentalen Fragen menschlicher Kommunikation zu beantworten. Und diese Fragen lauten: Wer spricht? Wie redet er? Warum sagt er dies und warum so? Welches Interesse hat er, dies so zu sagen, und nicht etwas anderes, auf andere Weise?

Diese Fragen muss jeder beantworten, sobald er vor der Öffentlichkeit spricht. Wenn wir nicht wissen, wer der ist, der spricht, können wir nicht wissen, was er sagt.

Wenn wir mit Zeitungsnachrichten, Agenturmeldungen oder Fernsehsendungen zu tun haben, suchen wir anderswohin Anhalt, als wenn wir am Kneipentisch sitzen, eine Novelle lesen oder eben eine Biographie. Beim Lesen einer gut geschriebenen Biographie zum Beispiel ersteht in uns, quasi unabhängig von den Intentionen des Autors, ein die Richtung vorgebendes Psychogramm des Autors, und insofern handelt sich die von einem beliebigen Menschen berichtende Biographie gleichsam

an dieser Kette elementarer Fragen entlang. Der Autor sagt über sich selbst fast so viel aus wie über die Person, von der er spricht. Oder er beantwortet diese Fragen auf seine Weise, und dann sehen wir zwei Menschen im Dialog. Die Authentizität der Lebensgeschichte des einen oder die sich daran knüpfenden Zweifel sind von der lebendig atmenden Seele des anderen vorgezeichnet. Als ob sich beide in der Winterkälte gegenüberstünden und miteinander redeten und der Atemdunst des einen sich mit dem des anderen vermengte oder darin aufginge.

Vor einigen Monaten bereitete ich einen Aufsatz über Yukio Mishima vor. Von seinen sechsunddreißig Büchern kannte ich sieben Romane, zahlreiche Novellen und einige Aufsätze, und aufgrund dieser Arbeiten war in mir ein Bild von ihm entstanden, das zu überprüfen und durch die Vorstellungen anderer zu ergänzen ich als notwendig empfand. Unter anderem las ich die Arbeit von Henry Scott Stokes, eine äußerst anspruchsvolle Biographie, die sich hinsichtlich der gerade erwähnten Fragen als eigentümlicher Grenzfall erwies. Stokes ist nämlich kein Wissenschaftler, sondern ein Journalist, der mit Mishima in persönlichem Kontakt stand. Sein Stil, der in diesem Fall auch die ganze menschliche Haltung kennzeichnet, ist auf das Kommunikationsprinzip der organisierten Massengesellschaften ausgerichtet, beziehungsweise neigt der Autor seiner Haltung nach offensichtlich dazu, seinen Stil auf etwas auszurichten. Stokes spricht so, als würde ihn das, was ihn persönlich interessiert, persönlich nicht berühren. Dem Genre entsprechend muss er allerdings interessant sein und kann seine Person deshalb nicht völlig aus seiner Darstellungsweise ausklammern, nach den gleichen Genreregeln darf sein Interesse jedoch nicht an persönliche Interessen geknüpft sein, sondern muss

im Sinne des öffentlichen Interesses in allen Teilen belegbar bleiben. Was natürlich das Gegenteil von Modus und damit auch Stil der persönlichen Meinungsbildung bedeutet.

Wenn Martin Luther sagt, hier stehe ich, ich kann nicht anders, dann haben wir keine weiteren Fragen, denn wir wissen, wer er ist. Das Verhältnis von Wort und Tat verleiht seiner Person Authentizität. Die am allgemeinen oder Gruppeninteresse ausgerichtete Meinung dagegen weist immer nur durch die involvierten Erwägungen auf die Person des Meinungsbildners hin und ist deshalb auf eine umfangreiche, letztlich niemals befriedigende Dokumentation angewiesen. Die unpersönliche Meinungsbildung ersetzt das Fehlen persönlicher Authentizität durch im Sinn der Erwägungen gesammelte Belege und ist psychisch sozusagen nicht greifbar. Und eben deshalb habe ich vorhin betont, dass Stokes' Buch ein eigentümlicher Grenzfall ist. Einerseits denkt er nicht daran, das elementare Interesse zu verbergen, das ihn mit Mishima verband, und in diesem Sinn ist sein Interesse ein persönliches, andererseits gestattet er sich als braver Gefolgsmann der angelsächsischen Schule vorsichtiger Meinungsbildung ausschließlich im Netz des allgemeinen Interesses einfangbare und faktisch belegbare Meinungen und hält so ständig jene Gefühle unter Verdeck, die ihn eigentlich zur Offenheit drängten. Vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, auf die Möglichkeit einer solchen Methode der Meinungsbildung hinzuweisen, solange die Schreiberlinge und Redner unter unseren weniger organisierten Verhältnissen bei der Meinungsbildung noch eher zur Stammtischmethode neigen.

Gebrüll ist keine unerlässliche Bedingung, um dramatische Beziehungen auszudrücken. In dieser auf jeden Fall bemerkenswerten Biographie beispielsweise kommen diese zwei

Menschen in eine wirklich dramatische Beziehung, der Lebende und der Tote, der Verborgene und der nicht Verborgene. Aus allerpersönlichstem Interesse attackiert Stokes fortwährend Mishimas' menschliche Verschlossenheit und Reserviertheit und macht sie zum Gegenstand seiner kritischen Analysen und Überlegungen, womit er dem allgemeinen Interesse entgegenkommt, denn interessant kann er nur sein, wenn es ihm gelingt, dieser Verschlossenheit und Reserviertheit auf die Spur zu kommen. Je feiner er seine Mittel wählt, umso größer sind seine Chancen. Die Feinheit der Mittel charakterisiert ihn in erster Linie selbst, wenn er sich nicht nur bezüglich seiner eigenen Person, sondern auch der des anderen in der Deckung der vorsichtigen Meinungsbildung hält, sich nicht zu unbelegbaren Mutmaßungen hinreißen lässt und die vom allgemeinen Geschmack und Interesse gesetzten Grenzen persönlicher Offenheit nicht überschreitet. Gelegentlich dünkt uns allerdings, dass er sie doch überschreitet. Dann ist es, als sagte er: Hier würde ich ansetzen, wenn ich mir selbst freie Hand ließe. Das aber erlaubt er sich nicht.

Das Endergebnis der dramatischen Begegnung ist absehbar. Stokes gibt seiner Leidenschaft nicht nach, er hält sich bis zum Schluss verdeckt. Indes ihm gegenüber ein seine menschliche Verschlossenheit und Reserviertheit zwar noch im Tod bewahrender Mensch steht, der freilich in seinen hinterlassenen Werken unbedeckt und offen ist. Nach dem Wertsystem menschlicher Kommunikation halten wir Unverdecktheit und Offenheit für wertvoller, das ist, wonach wir streben, selbst dann, wenn wir auch der Verschlossenheit und Verdecktheit, sofern sie nicht im Dienst der Lüge, sondern in dem der Wahrheit stehen, nicht ihren Wert absprechen können. Über die Frage von Wahrheit und Lüge hingegen ist nur zu entscheiden,

wenn wir die erwähnten Grundfragen der Kommunikation unter Verzicht auf jede Schutz biedende Verschlossenheit beantwortet haben. Mehr ist nicht zu tun.

Albert Einstein hat dazu etwas Beherzigenswertes gesagt. Der Mensch, sagt er, erlebt in einer Art optischer Täuschung seines Bewusstseins sich selbst, sein Denken und Fühlen wie etwas, wovon alles andere abweicht. Und diese Täuschung ist ein Gefängnis, in dem sich unsere persönliche Begierde und Neigung auf einige uns nahestehende Personen beschränkt. Ich darf hinzusetzen, wer sich nicht aus seinem eigenen Gefängnis befreit hat, kann nicht zu anderen authentisch über andere sprechen. Ohne Selbstkenntnis sind wir allenfalls Gefängniswärter füreinander.

23

(1989)

## Blatt 5

**B** eim Bau meines Hauses arbeitete ich mit einem gleichaltrigen Handwerker zusammen. Dieser Handwerker war mir sympathisch, und auch ich dürfte ihm nicht unsympathisch gewesen sein. Während der Arbeit unterhielten wir uns natürlich. Unser Diskurs verlief nach dem Prinzip der freien Assoziation. Er dachte an etwas, sprach es zwischen zwei zu verrichtenden Bewegungen quasi beiläufig aus, und ich machte es ebenso. Unsere Aufmerksamkeit war zwischen der Arbeit und den Gegenständen der davon unabhängig auftauchenden Gedanken geteilt. Solcherart Gespräche unterscheiden sich letztlich in nichts von einem regelrechten Arbeitslied. Die monotone körperliche Anstrengung sucht nach einer seelischen Ergänzung im Wort, und die Harmonie beider trägt auf jeden Fall dazu bei, das Gefühl friedlicher Gemeinsamkeit zwischen zwei Menschen zu festigen.

Die Basis friedlicher Gemeinsamkeit ist das Gleichgewicht. Das Gleichgewicht aber ist nichts, was sich ein für alle Mal finden lässt, man muss ständig danach suchen. Und in dieser Beziehung mussten wir alle beide suchen. In der fehlerlosen, glatten und möglichst kraftsparenden Ausführung der nötigen Arbeiten war er mir gegenüber im Vorteil, aber er wäre zweifellos ein dummer Mensch gewesen, wenn er es darauf angelegt hätte, mit seinem Sachverstand und seiner Versiertheit zu prahlern. Er war mir voraus, sein Vorsprung nicht einzuholen, er war der Meister und ich auch als Zuhelfer nur Gelegenheitsarbeiter. Er musste nicht nur darauf bedacht sein, sein Wissen behutsam

mit mir zu teilen, sondern er musste statt meiner auch Arbeiten ausführen, die nach den ungeschriebenen Gesetzen seines Gewerbes nicht zu seinen Pflichten gehören. Ein wahrhaft kluger Mensch ist natürlich nicht aus Herzensgüte zuvorkommend, sondern weil es in seinem ganz persönlichen Interesse liegt, statt momentan vorteilhaft oder bequem erscheinender Lösungen eine perspektivisch vorteilhafte Lösung zu wählen. Wenn er mir nicht geholfen hätte, den gar nicht zu ermessenden Abstand zwischen unseren Fachkenntnissen zu überbrücken, wäre ich ihm sicher noch ungeschickter zur Hand gegangen, und als unangenehme Draufgabe hätte sich zwischen uns eine nervöse Spannung entwickelt.

25

Beim Arbeitslied war ich in der vorteilhafteren Situation. Nicht dass ich meine plötzlich und unkontrolliert aufsteigenden Gedanken immerfort und sogleich mit jedermann teilen würde, im Gegenteil, ich war gerade deshalb in der vorteilhafteren Situation, weil ich das nicht mag, ja sogar für geistig verachtenswert halte. Die Scheu nötigt zu vorsichtigem, manchmal geradezu ängstlichem Auswählen. Daher habe ich es schließlich zu einiger Fertigkeit darin gebracht, wie jene Gedanken, die unwillkürlich in einem aufsteigen, zu ordnen, in Zusammenhang zu setzen oder zu separieren sind. Wenn ich den Vorteil meiner Versiertheit missbraucht hätte, hätte ich so manche seiner Gedankenassoziationen lächerlich oder verächtlich finden, sie zurückweisen und mit scharfen Worten abstempeln müssen, aber ich fand größeren Gefallen daran, den tieferen Sinn seiner unwillkürlich herausgesungenen Gedanken zu begreifen, ihre Herkunft zu bestimmen, als etwas zu sagen, was eine sinnlose Spannung zwischen uns hätte hervorrufen können. Wir gaben gegenseitig aufeinander acht, und ich glaube, so wie ich seine natürliche Gabe schätzen lernte,

die Integrität des anderen zu achten, konnte auch bei ihm keine Klage aufkommen, dass ich dieses Allerwichtigste verletzen würde. Wir waren so weit, dass einer im anderen die Fähigkeit achtete, den anderen zu achten. Als wollten wir ausdrücken, dass wir nur die im anderen wiedererkannten Eigenschaften als unsere eigenen achten können.

- 26 Nach Wochen war der Augenblick erreicht, da zwei unter sich gebliebene Menschen sich eingestehen, dass ein warmes Gefühl von Freundschaft sie erfüllt. Wir hoben in der gnadenlos heißen Sommersonne gerade einen Graben aus. Der Graben sollte nahezu zwanzig Meter lang und fast zwei Meter tief werden. Wir standen zwischen marmorglatt gehauenen Lehmwänden und beugten den Rücken, der Scheitel unserer Köpfe war bereits nicht mehr zu sehen, über uns der Himmel. Er arbeitete mit Spitzhacke und Spaten, ich folgte ihm mit der Schaufel. Ich musste die schweren Klumpen der gelockerten Erde so nach oben schleudern, dass von dem immer höher aufragenden Erdwall auch kein Brocken zurückrieselte. In solcher Tiefe ist der Geruch ein anderer, hat das Wort einen anderen Klang. So als stündest du im verletzten, geheimen Urzeitleben der Erde, nicht davon zu reden, dass du deine Tage dort verbringst, wo du einmal endgültig sein wirst. Da sagte er beiläufig, dass er die Juden hasse, da sie ihn anekelten. Ich fragte sofort, jeder einzelne? Er sagte, ohne Ausnahme. Seine entschiedene Antwort brachte mich zu dem keineswegs überraschenden Schluss, dass wohl der Ekel seinen Hass ausgelöst hatte und der Hass seinen Ekel gefangen hielt. Und wenn sich ein Gefühl mit Zähnen und Klauen an einen Affekt klammert, bleibt für Vernunft kein Platz, und schon gar nicht für die Vernunftargumente eines anderen. Ich konnte seinen Hass höchstens in die Falle locken, wenn ich ihm eröffnete,

dass er jetzt die einzige Ausnahme gemacht hatte, folglich gleicherweise gegen seine feste Überzeugung verstoßen würde, wenn er einen Halbjuden ganz hasst oder jemanden zur Hälfte hasst, der gar kein Jude ist.

Wozu es leugnen, die Äußerung traf mich unvorbereitet, wenngleich ich nicht behauptete, dass ich nicht damit gerechnet hätte. Ich halte mir zugute, nicht nur von jedem Menschen sagen zu können, ob er ein Bedürfnis nach einem solchen, nach Gemeinsamkeit trachtenden und Gemeinsamkeit anbietenden Bekenntnis verspürt, sondern auch im Voraus zu wissen, wann er dieses Bedürfnis verspürt. Das ist eine Sache von Menschenkenntnis und Lebenserfahrung. Einmal bin ich zum Beispiel einschläfernde zweihundertfünfzig Autokilometer mit einem Fahrer gereist und habe auf der Rückfahrt, seine geistige Beschaffenheit einschätzend, im Stillen Berechnungen angestellt, ob er wohl die für mich gehegte Sympathie in ebensolcher Form bekunden wird, wenn wir in die Stadt einfahren oder wenn wir nahe am Endziel aus der Fehérvári-Straße in die Andor-Straße einbiegen. Ich hatte mich nicht verrechnet, da ich den Grad seiner freundschaftlichen Zuneigung richtig eingeschätzt hatte. Und auch jetzt war nicht mangelndes Kalkül der Grund, dass ich nicht vorbereitet war, sondern das wechselseitig gehegte Freundschaftsgefühl hatte mein Bereitsein geschwächt. Meist lasse ich mich sehr neugierig auf solche Spiele ein, und nur selten wird meine Neugier durch persönliche Gekränktheit beeinträchtigt. Ich gehe davon aus, dass man mit Gefühlen nicht streiten kann. Allenfalls kann man vom anderen erfragen, inwieweit der seinem Gefühl anhaftende Affekt angemessen ist. Das lässt sich durch gründliches Fragen einkreisen. Was natürlich eine hinterlistige Sache ist, denn ein glühender und gehätschelter Affekt wird nichts weniger lieben als auf ihn

bezogene Fragen. Wenn er aber durch die bloße Fragerei doch an Kraft verliert, kann sich auch das Gefühl nicht mehr so sicher an ihn klammern. Dann müssen Zähne und Klauen sich einen neuen Halt suchen. Eine andere Frage ist natürlich, wo und worin die betreffende Person in ihrem Charakter einen neuen Halt findet.

28

Anderntags standen wir im gleichen Graben. Unsere Bewegungen waren die gleichen, der Himmel gleich blau, der gleiche Geruch, und auch die sich frei assoziierenden Worte klangen nicht anders. Da sagte er beiläufig, dass er die Zigeuner hasse und am liebsten allesamt ausrotten würde. Mir schoss das Blut in den Kopf, unvermittelt brüllte ich los. Zwischen Rotsehen und Brüllen ging mir trotzdem noch eine Menge durch den Kopf. Denn hätte ich zuvor nicht so freundschaftliche Gefühle ihm gegenüber gehegt und hätte ich es am Tag davor nicht als Erfolg verbucht, dass sein Hass sich durch Fragen anfechten ließ, dann hätte mich diese neuerliche Äußerung gewiss nicht so persönlich getroffen. Aber ich war ja ihm gegenüber gerade deshalb freundschaftlich gesinnt, weil ich auf seine geistigen Fähigkeiten und sein moralisches Urteil vertraut hatte. Demzufolge betraf meine Enttäuschung nicht ihn, sondern mich selbst, mein eigenes Urteil; meine Menschenkenntnis hatte eine schwere Schlappe erlitten. Gestern noch nicht ganz, heute total. Daher der Schmerz. Und mit einem solchen Menschen noch einen Augenblick zusammenzubleiben, war ausgeschlossen, weil ich es dann mit mir selbst nicht aushalten könnte. Nicht darum, weil er, wenn er die Juden nicht hassen durfte, dann die Zigeuner hasste, sondern weil die eigene Enttäuschung Schmerz verursachte, der mich hinderte, mit ihm zu reden. Enttäuschung und Ohnmacht, daher die Erregung.

Mein Mund hatte schon zum Brüllen angesetzt, doch mein

Verstand hatte noch immer Zeit für eine gewisse nüchterne Kalkulation. Wenn ich jetzt zu brüllen anfinge, würde ich hinterher weit und breit keinen vergleichbaren Handwerker finden und mein ganzer Bau hier wegen einer ohnehin aussichtslosen ideologischen Auseinandersetzung stillstehen. Trotzdem soll er gehen. Ich konnte hören, wie meine Erregung den nüchternen Verstand übertönte. Ich brüllte bereits. Ich brüllte etwas wie, wer morden will, ist ein Mörder, und wenn er Blut sehen will, wird später Blut fließen. Und wenn es in zehn Jahren wieder in Strömen fließen wird, dann solle er daran denken, dass es durch solche Reden dazu kommt, durch Worte wie diese und nichts anderes. Er unterbrach seine Arbeit nicht. Vermutlich hatte er ähnliche Bedenken. Ging er, musste er sich eingestehen, dass er sich in einem Gefühl getäuscht, dass er gerade dort keine Übereinstimmung gefunden hatte, wo er sie suchte, dass er mit sich selbst unzufrieden sein musste, dass er ein schlechter Menschenkenner war. Unser Schweigen blieb lange Zeit ziemlich unerträglich. Dann bemerkte er zwischen zwei Bewegungen, ich solle ihn ruhig auch ein andermal anbrüllen, mit Gebrüll sei ihm nichts anzuhaben, denn wenn jemand brüllt, könne er höchstens lachen. Seine Antwort entbehrte nicht der Eleganz.

Doch von wegen lachen, tagelang sprachen wir nicht miteinander. Dann kam es, wie es gewöhnlich geht, bei der Arbeit ergaben sich so viele Probleme und Schwierigkeiten, dass wir doch wieder Worte wechseln mussten. Wir kehrten zu den gewohnten Arbeitsliedern zurück. Doch es war noch keine Woche vergangen, als er damit herausrückte, wie sehr er die Schwulen hasse. Man sollte sie sich alle schnappen und der Reihe nach kastrieren. Mit dem Klappmesser. Ich hatte ihm mit meiner Fragerei die Juden genommen, mit mir ließen sich

auch die Zigeuner nicht hassen, weil ich dann brüllte, und ungeachtet dessen war da nun die Frage, wie mit diesen armen Schwulen zu verfahren sei. Als ob er mir eine letzte Chance geben wollte. Und von seiner Seite ging er kein geringes Risiko ein, wenn er mich so auf die Probe stellte, denn er konnte die Glaubwürdigkeit seines Hasses nur an meinen Gefühlen überprüfen. Ich hob den Blick. Als rechnete ich damit, statt eines erwachsenen Mannes ein unschuldiges, unreifes Kind vor mir zu sehen. Er bückte sich gerade wegen irgendetwas, kehrte mir den Rücken zu. Hätte ich sein Gesicht sehen können, hätte es mir auch nichts erklärt. Am liebsten hätte ich ihn so in den Hintern getreten, dass er auf die Nase fiele. Ich sagte kein Wort. Ich beschloss, Opportunist zu sein, die Schwulen nicht in Schutz zu nehmen, sie ihm zu überlassen. Sollte er mit seinem Hass hausieren gehen, sollte er ihn vor sich hertragen, wie er konnte und wollte. Mein Schweigen mochte ihm dennoch zu denken geben. Oder aber er hatte mit den Schwulen so große Probleme, dass er alles damit vollschwatzen musste. Er berichtete von banalen Erlebnissen; es hing mir zum Hals heraus. Immer wieder fragte er, erhielt aber keine Antwort. Ich konzentrierte mich auf die Arbeit, er setzte den Dialog mit sich selber fort. Er redete über seine eigenen Vorstellungen und Phantasien, die keinen Deut von den allgemein üblichen abwichen. Ich hörte zu, nicht verärgert, sondern höchstens mitleidig. Alles, was er zum Thema zu sagen hatte, war für mich wahrhaftig der Rede nicht wert. Er beharrte auf seinem Hass und beharrte darum auf diesem Thema. Auch dazu hatte ich nichts zu sagen. Er beharrte so sehr auf seinem Hass, dass er ihn totredete, besser gesagt, er beharrte darauf so lange, bis er ihn zerredet hatte, und das ist schließlich ein Zeichen von Gesundheit. Er hatte es allein bewältigt, was er auch dann

nicht besser hätte machen können, wenn ich nicht geschwiegen hätte. Vom Kastrationsklappmesser war er bis zu der höchst generösen Erkenntnis gekommen, dass die Menschen sehr verschieden sind.

Die große Wende in unserer Geschichte kommt erst noch. Eines schönen Tages nämlich arbeiteten mindestens sechs Handwerker mit all ihren Gesellen am Haus. Auf dem offenen Dach Zimmerleute, auf der Leiter der Klempner, im Graben Rohrleger, Tischler an den Fensterrahmen, Elektriker und so fort. Dementsprechend waren der Arbeitslärm und das Arbeitslied. Beim ständigen Hämmern, Feilen und Sägen redeten alle gleichzeitig. In dem ununterbrochenen Redestrom Rufe, Gelächter, Flüche. Jeder ließ bei dem anderen das Seine ab. Mein Meister hatte sie allesamt organisiert und leitete auch die Arbeiten. Wir hatten schon seit Stunden kein Wort gewechselt und uns auch nicht gesehen, denn ich hatte mich hinter das Haus zurückgezogen und klopfte fleißig Abbruchsteine ab. Wahrscheinlich ahnte er nicht, dass ich ganz in seiner Nähe war. Bisweilen gerieten verständliche Partien aus dem Stimmengewirr in ein gemeinsames Fahrwasser, aber dann wurden sie entweder durch ihre Arbeit von dem Meinungsaustausch abgelenkt oder sie lenkten sich unter dem Vorwand der Arbeit selber ab, um sich nicht in unnötige Streitereien einzulassen. Mal war es ein Chor, mal ein ambitioniertes Solo, manchmal ein Kanon. Stärker und schwächer werdend, und auch die Intensität der Instrumentalbegleitung änderte sich ständig.

Auf einmal sprachen sie über das Verbrechen, das damals die ganze Gegend in Erregung hielt. Das Verbrechen, bei dem Blut und Sperma geflossen waren, hatten zwei junge Zigeuner begangen. Man fiel einander ins Wort, steigerte sich, jeder schilderte dem Lauf seiner Phantasie entsprechend, wie die beiden jungen

Männer bestraft werden müssten. Die Phantasien ähnelten sich großenteils, man konnte sie nicht besonders originell nennen, doch sie wurden immer blutrünstiger. Es wurde gesagt, was man mit den beiden machen würde, man malte es aus, überbot einander und suhlte sich in den heraufbeschworenen Gräueltaten. Ich vernahm, wie mein Meister das Arbeitslied seinerseits abbrach, er wurde immer stiller. Den Chor leitete unterdessen die Überzeugung, dass keine Tortur ausreichen würde und dass viel immer noch zu wenig wäre. Ich saß und putzte meine Steine. Auf der anderen Seite wurde das Hasslied auf die Rechtsordnung gesungen, denn in den Augen dieser rechtschaffenen Männer konnte das zu erwartende Gerichtsurteil nichts anderes als pure Infamie sein. Ich konnte mir nicht vorstellen, was den Abschluss eines solchen Chorwerks bilden könnte. Gleichmäßig putzte ich meine Steine. Wir näherten uns spürbar dem Erfüllung bringenden Finale, als der donnernde Bass meines Freundes einsetzte. Ruhig und würdevoll. Seine Erregung hätte sich wohl nur an der Lautstärke ablesen lassen, denn in ihr verbarg sich der Impuls seines Affekts. Er donnerte, wer morden wolle, sei ein Mörder, und wenn sie Blut sehen wollten, dann werde es fließen. Wortwörtlich donnerte er das. Und wenn es in zehn Jahren wieder in Strömen fließen werde, dann sollten sie daran denken, dass es durch solche Reden dazu käme, durch Worte wie diese und nichts anderes.

Es wurde still, auch die Instrumente setzten aus. Es war die Stille der Verblüffung. Nach kurzer Zeit dann eine vorsichtige Säge, ein Schleifrad, das Kreischen des Gewindeschneiders, Rattern, Hämmern, aber lange, sehr lange kein Sterbenswort unter dem blauen Himmel. Dann ein «Gib mir mal das», «Leg das mal dorthin», leise stahlen sich die Wörter in das Lied zurück.

(1990)

[...]